Nr. 30 Leipzig, den 17. Juli 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Drei Bilder von der Nachfolge Jesu — Spanien: 1. Kirchengeschichtlicher Rückblick — Ein konfessioneller Prozeß — Der Geistliche und die moderne Gesellschaft. 3 — Opferfreudige Frauen — Verschiedenes: Zum Leipziger Albert-Vereins-Festspiel; Kirchlich-Statistisches aus Baden; Uhland über biblische Dichtungen

Drei Bilder von der Nachfolge Jesu

1. Wie uns im Evangelium nach Lukas, Kap. 9, 57 erzählt wird, sprach einer zu Jesus: „Ich will dir folgen, wo du hingehest.“ Und Jesus antwortete ihm: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.“ Der Sinn dieser Antwort wird uns klar, wenn wir bedenken, wie es der Apostel Paulus anfing, um der eifrigste Nachfolger Jesu zu werden. Jahr um Jahr, von Land zu Land, von Meer zu Meer zieht er unermüdet, nur von dem einen Trachten beseelt, das Evangelium allenthalben zu verkünden. Daß er auf solchen ruhelosen Wanderungen, die ihn endlich bis in die Welthauptstadt des Abendlandes, nach Rom, führten, oft buchstäblich nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege, geht aus der Stelle im zweiten Briefe an die Korinther 11, 24—28 hervor, wo er berichtet: „Von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger einen. Dreimal bin ich gepeitscht, einmal gesteinigt worden, dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, einen Tag und eine Nacht lang wurde ich von den Meereswellen umhergetrieben. Ich habe viele beschwerliche Reisen gemacht, bin in Gefahr gewesen auf Flüssen, in Gefahr unter Räubern, in Gefahr durch mein Volk, in Gefahr durch die Heiden, in Gefahr in Städten, in Gefahr in der Wüste, in Gefahr auf dem Meere, in Gefahr unter falschen Brüdern, in Arbeit und Mühsal, oft in Nachtwachen, in Hunger und Durst, oft in Entbehrungen, in Frost und Blöße; und außer, was sich sonst zuträgt, werde ich täglich überlaufen und muß Sorge tragen für alle Gemeinden.“

Aber nicht das Wandern und Reisen in fremden Ländern macht den Christen zum Nachfolger Jesu. Auch sind nicht Trübsale und Entbehrungen der Maßstab für die Nachfolge Jesu. Dies Bild will uns lehren, ein Christ, der ein Nachfolger Jesu sein will, darf nirgends sein Haupt niederlegen zu bequemem, trägem Ausruhen. Wer ein Nachfolger Jesu sein will, darf nicht ausruhen auf den Lorberen seiner errungenen Kenntnisse und Tugenden, sondern er muß vielmehr immer mit Paulus sprechen: „Nicht daß ich es schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte.“ Das ist ja das Losungswort auch der besteingerichteten Schule, der fleißigsten und gesittetsten Schüler, der treuesten und tüchtigsten Lehrer, wie es unser Schiller einmal ausspricht: „Rastlos vorwärts mußt du streben, nie ermüdet stille stehn, willst du die Vollendung sehn.“ Und diese Mahnung gilt nicht nur der Ausbildung des Verstandes durch stetes Streben nach immer höherer Klarheit des Wissens, sondern noch vielmehr dem rastlosen Streben nach sittlicher Besserung und Veredlung, nach Vervollkommnung des Willens und Charakters, nach immer christlicherer Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens durch stete Verbesserungen in Schule, Haus und Gemeinde.

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht —

diese Beschäftigung, diese rastlose Arbeit an dem Ewigen und Unvergänglichen ist ein wesentliches Merkmal der wahren Nachfolge Jesu. Dieselbe besteht also darin, daß wir unausgesetzt der Gesellschaft dienen mit den Kräften, die uns verliehen sind. Strebend, arbeitend, duldend sollen wir uns hingeben an die Zwecke des Ganzen, unsre Kraft, unsre Zeit, unser Herzblut einsetzen für den Sieg des Gottesreiches in unsrer Umgebung und so die Menschen loskaufen helfen von dem Fluch des Eigennutzes und der Selbstsucht, der als die Quelle aller Uebel auf der menschlichen Gesellschaft lastet.

2. Zu einem andern sprach Jesus im 59. Verse desselben Kapitels: „Folge mir nach!“ Der aber sprach: „Erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe.“ Aber Jesus sprach zu ihm: „Laß die Toten ihre Toten begraben; du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes!“ Klar und deutlich wird uns der Sinn auch dieser, uns anfangs verblüffenden Rede Jesu, wenn wir dabei wieder das Leben des großen Apostels ins Auge fassen. Als Paulus aus einem eifrigen Christenverfolger ein begeisterter Nachfolger Christi wurde, da rief er aus: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!“ Das väterliche Gesetz und die väterlichen Vorurteile und die alten Satzungen Mosis — alles ist abgethan und tot für mich. Wer in Christo ist, ist eine neue Kreatur. Er suchte das Christentum im Kampfe mit den feindlichen Mächten des Judentums als die höchste Form der Religion darzuthun, als die Liebe und die Kindschaft, welche in dem Verhältnis zu Gott alle Furcht austreibt und jede Fremdheit aufhebt, als die Freiheit, die jeden Zwang äußerer Satzungen entfernt und den Menschen zum Herrn über alles erhebt, weil sie ihn zum Freunde Gottes macht, als die Religion, die alles, was Mensch heißt, umfaßt — ohne Unterschied des Volks, Geschlechts und Standes. So wurde Paulus der Apostel der Heiden, der größte unter den Nachfolgern Jesu.

Dies zweite Bild will uns lehren: Unser Glaube soll nicht nur ein Erbstück unsrer Väter sein, sondern er soll das Werk unsrer eignen Arbeit, unser selbst errungenes Eigentum werden, damit er nicht zu einem toten Glauben werde, sondern stets lebendig bleibe und uns — was die Hauptsache ist — immer zu echtem christlichen Thun antreibe. Das war der Fall bei Paulus und bei einer langen Reihe wahrer Nachfolger Jesu: Petrus Waldus in Frankreich, Johann Wiklif in England, Johann Hus in Böhmen, Dr. Martin Luther und Melanchthon in Deutschland, Zwingli und Calvin in der Schweiz, Johannes Honterus und Valentinus Wagner in Siebenbürgen, besonders in Kronstadt. Drum wollen wir auch die Mahnung beachten: Laß die Toten ihre Toten begraben! Denen, die kein Herz haben und kein Verständnis für den Geist der Zeit, wollen wir das Geschäft überlassen, die Toten einzubalsamiren und zu be-

graben. Die befangenen Lobredner der Vergangenheit mögen sich abmühen mit Dingen, die keine Wurzel mehr haben im Herzen des fortgeschrittenen Geschlechts. Wir aber wollen hingehen und das Reich Gottes verkündigen, indem wir in uns und in unsrer Umgebung das Reich des Guten und Wahren immer reiner und schöner durch Wort und That zu entfalten und zu entwickeln uns bemühen.

3. Im 61. Verse desselben Kapitels sprach noch ein andrer: „Herr, ich will dir nachfolgen; zuvor aber erlaube mir, Abschied zu nehmen von denen, die in meinem Hause sind." Jesus aber sprach zu ihm: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes."

Jesus konnte das einfachste und natürlichste, was es giebt, einem Hausvater, der ihm nachfolgen will, nicht verbieten, von den Seinigen Abschied zu nehmen, um ihnen zu sagen, daß er nicht wiederkehren, daß sein Platz im Hause von nun an leer sein werde. Jesu Rede hatte einen andern tiefern Sinn. Um sie zu verstehen, werfen wir wieder einen Blick auf das Leben des großen Apostels. Nach jenem erschütternden Erlebnis auf dem Wege nach Damaskus fuhr er zu, wie er selbst sagt, und besprach sich nicht erst mit Fleisch und Blut, ging nicht, um Abschied zu nehmen von den Seinigen und sie zu fragen: Erlaubt ihr mir auch, daß ich diesen Weg einschlage? Habt ihr nichts dagegen? Seid ihr einverstanden mit dem, was ich jetzt thun will? Nichts von alledem that Paulus, sondern er ging sofort nach Arabien, in ein von seinem bisherigen Thun und Lassen weit abgelegenes, fremdes Land, um dort in der Stille sich zu entscheiden, welchen Weg er von nun an gehen solle. Dies Bild lehrt uns dasselbe, was uns ein kühnes, ja scheinbar hartes Wort Jesu zuruft (Lukas 14, 26): „So jemand zu mir kommt und haßt nicht Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, ja auch sein eignes Leben, so kann er nicht mein Jünger sein." Das heißt: Wir sollen uns auch durch die liebsten und höchsten Bande nicht abhalten lassen, für Wahrheit und Tugend, für die Ausbreitung des Gottesreiches thätig zu sein, und wenn es sein muß, alles hierfür zum Opfer zu bringen. Auch Jesus selbst brachte dies große Opfer und warf — gewiß nicht ohne tiefen Schmerz — die Frage auf: Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder? meine Schwestern? Diejenigen, die da thun den Willen meines Vaters im Himmel!

In solchen Stunden, wo unsre liebsten Angehörigen uns nicht begreifen und verstehen, wo Freunde und Bekannte uns hemmen und hindern wollen, zu thun, was das Gewissen uns gebietet und der heilige Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit von uns fordert, da heißt es jedesmal: Wer Christi Nachfolger sein will, der soll nicht lange Abschied nehmen von denen zu Hause; denn wer die Hand an den Pflug legt und nicht unentwegt vorwärts geht auf seiner Bahn, stets aufschauend zur Lebenssonne Christus, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes. Selbst durch die süßesten Bande der Erde dürfen wir uns nicht abhalten lassen, zu thun, was das geläuterte Gewissen und der heilige Geist der Wahrheit und der Liebe uns gebietet.

H N

Spanien *

1. Kirchengeschichtlicher Rückblick

Einst — um 406 nach Chr. — überschritten germanische Stämme, Vandalen und Sueven, die Pyrenäen, diese um sich im Nordwesten dauernd niederzulassen, jene um zwei Jahrzehnte später nach Afrika den Wanderzug fortzusetzen. In die verlassenen Wohnsitze rückten die Westgoten nach, fast die ganze Halbinsel unterwerfend; anfangs arianischen Bekenntnisses, wandten sie sich doch später dem Katholizismus zu. Im Bewußtsein ihrer politisch bedeutsamen Stellung traten die Bischöfe den Ansprüchen ihres römischen Kollegen mit Selbstgefühl entgegen: König Witiza verbot jede Berufung nach Rom. Als Witiza aber durch Roderich vom Throne gestoßen wurde, mußte dies als göttliche Strafe für die Unbotmäßigkeit gegen den päpstlichen Stuhl erscheinen. Und noch ganz andres Unheil brach herein. Die Söhne des gestürzten Herrschers riefen die Moslemen aus Afrika herbei. Tarik, der arabische Feldherr, setzte über die Meerenge, legte den Grund zu Gibraltar (Gebel al Tarik) und zerschmetterte bei Xeres de la Frontera 711 das Westgotenreich. Acht Tage währte die Schlacht; am Ufer eines Flusses fand man Roß und Krone des Königs; die Blüte der Ritterschaft bedeckte die Wahlstatt. Ganz Spanien wurde von den siegreichen Mauren überflutet, bis auf das gebirgige Asturien, wo die Reste der Goten sich behaupteten.

So hatte, während das vorchristliche Spanien zwei Jahrhunderte den Römern Widerstand gethan, Ein mächtiger Schlag das christliche in die Hände der Ungläubigen geliefert, und unter der Herrschaft der Omaijaden erblühte für eine Weile hier eine arabische Kunst und Wissenschaft. Eine innere Verbindung zwischen der christlichen Bevölkerung — den sogenannten Mozarabern — und den Anhänger des Korans war nicht möglich. Uebertritte fanden kaum oder garnicht statt; die Einflüsse maurischer Sinnesweise und Sitte waren freilich unabweisbar: ihre Nachklänge finden sich in dem reichen Schatze spanischer Romanzendichtung.

Innere Uneinigkeit aber lähmte je mehr und mehr die Macht des Halbmondes. Karl, dem großen Frankenkönig, gelang die Unterwerfung Spaniens bis an den Ebro. Die Nachkommen jener geflüchteten Goten verschmolzen sich mit den bisher unabhängig gebliebenen Ureinwohnern; durch Not gestählt, wuchs ihre Glaubenszuversicht; sie brachen aus ihren Felsennestern hervor, und es begann ein Fehdezustand, der, halb Rassenkampf und halb Religionskrieg, dem spanischen Volke jenes untilgbare Gepräge von ritterlichem Sinn, Freiheitsstolz und Glaubenseifer gegeben hat.

Nach dem Erlöschen des omaijadischen Geschlechtes erstanden unter fortwährendem Kampfe drei christliche Königreiche: Kastilien, Aragonien und Portugal. Die Zeit der Kreuzzüge mußte auch jener eigentümlichen Ausprägung des spanischen Volkscharakters natürlich überaus förderlich sein. Denn was bei andern Völkern doch immerhin Ausnahmezustand, zeitweilige Beschäftigung war, das wurde für die Spanier lebenslänglicher, die ganze Nation in Anspruch nehmender Beruf. Spanien war in der That „das große Schlachtfeld, auf welchem Orient und Occident, Mohamed und Christus, Koran und Bibel sich maßen" (Döllinger in seinem Vortrage in der Festsitzung der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften zu München am 25. Juli 1884 über Spaniens politische und geistige Entwicklung). Man gab sich eine Reihe von Ahnen, von denen jeder ein Glaubensstreiter, jeder des auf gleiche Weise den Enkeln winkenden Paradieses teilhaftig geworden. Wie im Leben, so in der Gesinnung waren und blieben die Spanier die ersten und letzten Kreuzfahrer. Die spanische Chronik meldet, daß die Könige, Grafen und Ritter, bei der Schwierigkeit des Krieges mit den Mauren, ihre Rosse gleich mit in das Schlafgemach nahmen, um augenblicks zu Pferde steigen zu können, oder, wie neuerdings Martinez de la Rosa es ausgedrückt: „Unsre Väter, stets im Harnisch und das Schwert in der Hand, haben während acht Jahrhunderten nicht eine Nacht ruhig geschlafen."

Das macht die spanische Geschichtsforschung so schwierig, daß die Geschichte Spaniens wie die keines andern Volkes durchsetzt und verwirrt ist durch phantastische Ausschmückungen, Erdichtungen und Fabeln, nicht nur zufällig, auch planmäßig und berechnet. Der vielgepriesene Campeador oder Cid, Rodrigo (Ruy) Diaz, war in Wirklichkeit ein ebenso tapferer als treuloser und grausamer Freibeuter, in dem die Nation sich umso wohlgefälliger spiegeln konnte, als sie selbst ihm nur allzusehr glich; obenein hat man ihn zu einem sehr wunderthätigen Heiligen gemacht, dessen Heiligsprechung (Kanonisation) Philipp II. in Rom alles Ernstes begehrte. Aber wenn sonst nicht sowohl die dichtende Volkssage, als vielmehr die lokalpatriotische Erfindung fleißig am Werke war: hierarchische Klugheit wußte noch mehr in religiöser Mythe zu machen. Der Apostel Jakobus der Aeltere ist zwar nie nach Spanien gekommen; aber seit dem zehnten Jahrhundert gilt es doch in Spanien als unantastbare Thatsache: Sant Jago ist der Schutzheilige des Landes; der Fischer vom See Genezareth ist Ritter und Schlachtenführer geworden; in achtundzwanzig Schlachten hat man ihn, allen voran auf weißem Roß, die Feinde in die Flucht treiben

gesehen. Ein wenig später weiß man, daß sein Leichnam aus Palästina herbeigeschwommen und, um ganz Spanien herumfahrend, an der galizischen Küste gelandet ist. Alsbald wird sein Aufbewahrungsort Compostella für Jahrhunderte die besuchteste Pilgerstätte des Abendlandes. Mit den hierarchischen Bestrebungen traten gefälschte und ersonnene Urkunden, Chroniken, Dokumente in engste Beziehung, zur Mehrung sei es päpstlicher Gewalt oder der Einkünfte eines Bistums, Klosters und dergleichen. Wir schwimmen in einem Meer von Fabeln, sagt der spanische Kirchengeschichtsschreiber Vicente de la Fuente vom elften Jahrhundert, „trotz seiner echt spanischen Gläubigkeit.“ Dadurch wurde der spanische Geist für jeden Wunderglauben, der nur seinem Nationalstolz Vorschub leistete, empfänglich gemacht. Döllinger vermutet, Cervantes habe in seinem Helden und dessen Schilderungen diesen Zug des Volkscharakters zeichnen wollen.

Noch zur Zeit des Cervantes, 1594, in der „Augusteischen Periode Spaniens,“ wurde „die Nation mit all ihren Hochschulen, Kollegien und Scharen berühmter Theologen das Opfer eines so umfassenden und großartigen Betruges, wie in der alten und neuen Geschichte kein zweiter vorgekommen ist — vollbracht von einigen Jesuiten zugleich in Granada und Toledo.“ Man hatte damit auf die Eitelkeit und Unwissenheit der Spanier spekulirt. Beschriebene Bleitafeln, für deren Ausgrabungen man in Granada Sorge trug, und fabelhafte Geschichtsbücher lieferten die bisher vermißte Ueberlieferung und Beglaubigung für die Jakobuslegende und den apostolischen Ursprung der Lehre von Mariä unbefleckter Empfängnis. Der Hauptuheber des Unternehmens war Roman de la Higuera, und fast anderthalb Jahrzehnte hat dieser Schwindel Glauben gefunden, den das heilige Offizium mit seinem Schilde deckte, den zu verteidigen Ehrensache und Staatsangelegenheit war, für den Bände mit Verteidigungsversuchen angefüllt, lange, ergebnislose Verhandlungen mit Rom geführt wurden und zu dem gegen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts noch ein sonderbares Erzeugnis spanischer Einbildungskraft und überspannter Frömmigkeit in den Offenbarungen einer selbst vom Könige als göttliche Seherin vielbefragten Nonne Maria von Agreda hinzukam: ein Denkmal plumpen, ja lästerlichen Aberglaubens, hervorgegangen aus einer dem Franziskanerorden eigentümlichen Theologie. Der ganze spanische Einfluß wurde eingesetzt, um zu Rom die Bestätigung dieser Offenbarungen zu erlangen. Mehr als hundert Jahre hatten die dortigen Kongregationen darüber verhandelt. Noch unter Karl II. wurde der spanische Gesandte in Paris angewiesen, das von der Sorbonne über das Buch gefällte Verdammungsurteil rückgängig zu machen. Karl II. war der letzte habsburgische Herrscher auf dem spanischen Throne. Was Wunder, daß ihn, der an Krämpfen litt, sein Beichtvater und seine vierundzwanzig Leibärzte für besessen erklärten und geraume Zeit Exorzismen unterwarfen?

Aber wie verlief inzwischen die äußere Entwicklung der spanischen Staaten? Um Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war nur noch Granada in den Händen der Ungläubigen. Allein nun kam auch diesen der ständige Zwiespalt zwischen dem siegreichen Kastilien und Aragon oder die innere Zwietracht in jedem dieser Länder zu statten. Für das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hat ein Geschichtsforscher in den christlichen Staaten Spaniens 179, in den moslemischen 61 Revolutionen ausgerechnet, welche fast alle ihren Anlaß in dem gewaltthätigen Treiben einer übermütigen Aristokratie (der Ricos Hombres) hatten, hie und da unterbrochen von einem Schreckensregiment, wie dem Pedros des Grausamen; die Kampflust des Adels und Bürgertums richtete sich oft mehr gegen die Mitbürger als gegen den Glaubensfeind. Endlich machten gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Kastilien durch ihre Vermählung und die Einnahme von Granada der Spaltung des Reiches ein Ende und Spanien zu einer der mächtigsten Monarchien, welcher obenein der Papst — es war Alexander VI.! — bald darauf eine halbe neue Welt zusprach. Je blühender nun aber dieser neue Großstaat erscheint, desto interessanter ist es doch, aus zeitgenössischen Stimmen, wie Hermann Baumgarten in seiner jüngst erschienenen Geschichte Karls V. sie gesammelt hat, nicht bloß eine Charakteristik der Bewohner Spaniens, sondern auch einen Einblick in die innern Schwächen der spanischen Zustände schon von damals zu gewinnen. 1506 sagt der venezianische Botschafter Quirini über Kastilien: „Alle diese Völker sind von Natur zu jeder Empörung gegen ihre Herren geneigt.“ Der Florentiner Guicciardini hebt in seinem Bericht von 1513 als erste Eigentümlichkeit der Spanier hervor: „Sie sind von Natur hochmütig.“ Er lobt ihre Wahrhaftigkeit, fährt aber dann fort: „Die Spanier gelten für feine und schlaue Köpfe, und dennoch taugen sie weder in einer mechanischen, noch in einer liberalen Kunst etwas; fast alle Handwerker am Hofe des Königs sind Franzosen oder andre Fremde. Ebensowenig beschäftigen sie sich mit dem Handel, den sie für eine Schande ansehen, denn alle haben die Einbildung eines Edelmanns im Kopfe; sie sind lieber mit geringem Verdienst Soldaten oder mit tausend Mühen und Elend Diener eines Granden, oder waren vor der Zeit dieses Königs Wegelagerer, als daß sie sich mit Handel und Gewerbe befassen. Jedoch haben sie heute hie und da angefangen, sich darum zu bekümmern, und schon werden in einigen Gegenden Tücher und kostbare Kleidungsstoffe gefertigt; im allgemeinen aber ist das dem Volke zuwider. So arbeiten ihre Handwerker nur, wenn die Not sie treibt; nachher faullenzen sie so lange, bis sie den Verdienst verzehrt haben. Deshalb ist die Handarbeit dort so teuer. Ebenso machen es die Bauern, die sich nur im äußersten Notfall anstrengen wollen; deshalb bebauen sie viel weniger Land, als sie könnten, und dieses wenige sehr schlecht. Nicht sowohl wegen der Natur des Landes, als wegen der Trägheit der Menschen herrscht große Armut. Abgesehen von einigen Granden, welche in großem Luxus leben, soll die Masse in äußerster Kümmerlichkeit existiren. Hat der Spanier doch einmal etwas aufzuwenden, so hängt er es sich auf den Rücken und setzt sich aufs Maultier und trägt es fort, statt zu Hause zu bleiben. In seinem Hause lebt er in größter Armseligkeit.“ ... Dieser Zug kehrt auch in Quirinis Bericht wieder: „Was sie in einem Jahre erspart haben, werfen sie an einem Tage fort, um größer zu scheinen, als sie sind.“ Guicciardini bezeichnet sie demungeachtet des weiteren als nicht ohne Habgier, ja als gute Diebe. „Der Wissenschaft sind die Spanier nicht ergeben“; auch beim Adel finde sich keine Kenntnis des Lateinischen oder doch sehr geringe. „Aeußerlich und in Schaustellungen sind sie sehr religiös, aber nicht in Wahrheit. Sie lieben ein unendliches Zeremonienwesen, das sie mit großer Ehrerbietung, mit erstaunlicher Unterthänigkeit in Worten und Titeln und mit Handkuß üben; ... sobald man sich entfernt hat, kann man sich wenig auf sie verlassen. Die Verstellung ist dieser Nation eigentümlich; sie findet sich im höchsten Grade bei allen Klassen; es sind punische Geister;“ alle übertreffen darin die Andalusier und unter diesen die von Cordoba. Man sehe, meint Baumgarten, der hochgebildete Sohn der geistig und industriell entwickeltsten Stadt Italiens entwerfe ein zu tief gefärbtes Bild; er bringe die leichtern Eigenschaften, den Heldenmut, die Ausdauer und Thatkraft, die Glut der Empfindung nicht gleicherweise in Anschlag. Immerhin macht man sich, darnach zu schließen, von den Spaniern Karls V. (I.) gemeiniglich ein zu glänzendes Bild.

Es war merkwürdig, daß in Spanien die Königinnen im allgemeinen — sehr anders als in Frankreich — häufig rühmlicher regiert haben als die unfähigen Könige. Döllinger hält die Großmutter Karls, Isabella, für den größten Monarchen, der bis heute in Spanien geherrscht; „wo sie irrte — und sie hat schwer und verhängnißvoll geirrt —, da geschah es, weil ihr Gewissen in den Banden männlicher Autorität, teils ihres Gemahls, teils ihres Beichtvaters, gefangen lag. Sie steht in der Geschichte neben Maria Theresia, die gleich ihr, unter allen Fürsten des Hauses, dem sie entsprossen, den ersten Rang einnimmt.“

Die Reformation kam (obwohl ungeachtet der Personalunion des Herrschers Deutsche nicht am Hofe waren und Verbindungen zwischen Deutschland und Spanien damals nicht entstanden) dennoch nach Spanien — im Gefolge Kaiser Karls V. Unbewußt umgaben, mit Karl Hase zu reden, ihre Gedanken sein Sterbebett. Doch hat der Mönch von San Just bereut,

Luthern zu Worms sein Wort gehalten zu haben, und wiederholt hat er seinen Sohn Philipp aufgefordert, die Inquisition in Thätigkeit zu setzen. Er fand bekanntlich nur zu pünktlichen Gehorsam. Denn nirgends wie in Spanien ist es gelungen, jeden Feuerherd evangelischen Glaubens ganz und vollkommen auszulöschen. Selbst der gelehrte Erzbischof von Toledo, Bartholomäus von Carranza, der auf dem Konzil von Trient eine hervorragende Rolle gespielt, der mehr als einen Ketzer zum Flammentod geliefert, wurde nur durch das Dazwischentreten des Papstes von dem Scheiterhaufen gerettet für ein langjähriges Büßerleben. Donna Juana de Bohorque hat man so zu Tode gefoltert, daß ihr die Eingeweide aus dem Leibe hingen; dann erklärte man sie für unschuldig. Der Fanatismus um die Glaubenseinheit ging so weit, daß 1581 ein Edelmann in Valladolid selbst das Holz schnitt, zurecht legte und anzündete, auf dem seine beiden Töchter verbrannt wurden. Als Karl II. sich mit einer französischen Prinzessin vermählte, erbat er sich ausdrücklich das Schauspiel eines Auto-da-fe. Mit seiner jugendlichen Gemahlin sah er vierzehn Stunden lang zu, wie einundzwanzig Unglückliche lebendig verbrannt wurden: ein würdiger Nachfolger Philipps II. Denn dieser, als bei einem derartigen Glaubensakte der Florentiner de Seso — unter Karl V. ein hoher Beamter — am Könige vorbeigeführt ward und ihm zurief: „Kannst du die Qualen deiner unschuldigen Unterthanen mit ansehen?“ antwortete: „Ich selbst trüge das Holz herzu, um meinen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher wäre.“ Und man kann, wie Döllinger richtig bemerkt, nicht sagen, daß Philipp ein Heuchler war; vielmehr war er vollkommen aufrichtig und in seiner Art gewissenhaft, d. h. seinem durch den Klerus geformten Gewissen Rechnung tragend, wie er denn nicht leicht Wichtiges that ohne Befragung und Genehmigung seiner geistlichen Ratgeber.

Daß die ergreifenden und entsetzlichen Vorgänge, mittels deren die Inquisition in Spanien jede Anwandlung evangelischer oder protestantischer Gedanken so gründlich widerlegte, zu literarischer Behandlung reizen können, liegt auf der Hand. Diesem berechtigten Gefühle ist E. Christ in Basel gefolgt — so viel wir wissen, eine Dame — und hat im verwichenen Jahre „Reformationsbilder“ unter der Aufschrift „Spanische Glaubenshelden“ herausgegeben (bei C. F. Spittler, Basel). Schade nur, daß das farbige Buch zwar von einer warmen evangelischen Gesinnung zeugt, aber an unzuverlässiger und allzu phantasievoller Behandlung des Stoffes leidet. Bekanntlich versank die Mutter Karls V., von vornherein zur Schwermut geneigt, durch die Herzlosigkeit ihres Gemahls tief verletzt, durch seinen frühen Tod jung Witwe geworden, immer tiefer in die Macht unheilbaren Wahnsinns; in diesem Buche aber wird sie auf Grund von Luftgespinnsten zur evangelischen Märtyrerin erhoben. Mit Recht nennt ein kundiger Kritiker das eine bedenkliche Literaturgattung, nur geeignet, den Ultramontanen leichte Arbeit zu machen, die jetzt auf der Suche nach „protestantischen Geschichtslügen“ sind. Wir bekommen Unterredungen zu hören, die kein Mensch belauscht hat. Es ist daher auch zu bedauern, daß der Verfasser der „Blätter aus Spanien“ (Nr. LV.) in dringlicher Weise vorbehaltlos — denn er beklagt nur die Mangelhaftigkeit der Nachrichten, die Lückenhaftigkeit der Berichte, während den fleißigen Verfasser kein Tadel treffe — zur Anschaffung des Buches auffordert und sich selbst den Dank votirt, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Gewiß, uns thut es leid, dem warmherzigen Buche sein Lob beschränken zu müssen.

Philipp war — wir folgen wieder Döllinger — im eminentesten Sinne der „katholische“ König, ohne sich darin auch durch die ingrimmigste Feindschaft des heiligen Vaters Pauls IV. stören zu lassen; seine dynastischen und spanisch-nationalen Interessen gingen mit dem Papsttum Hand in Hand, ebenso wie er doch die Kurie mit den Kardinälen sich dienstbar wissen durfte. Die Kosten seiner Kriege mußten zum beträchtlichen Teile die religiösen Steuern liefern, welche er nur mit päpstlicher Bewilligung von Klerus und Laien erheben durfte. Die von jedem Spanier zu erhebende Cruzada, einträglich wie sie war, mußte immer wieder von den Päpsten erbeten werden. Zu Zeiten war der König päpstlicher als der Papst; nicht in Italien, sondern in Spanien war die römisch-katholische Musterkirche. Wenn Philipp seinen Völkern in den Niederlanden und Aragon die für ihre Freiheiten und Rechte geschwornen Eide brach, so ließ er sich erst vom Papste davon entbinden. Er hatte sich zum Herrn des spanischen Klerus gemacht, doch teilte er Gewalt und Gewinn mit der Kurie und ließ sich die Gerichtsbarkeit eines Nuntius unter seinen Augen gefallen. Kardinäle und päpstliche Nepoten standen in seinem Solde; die Theologen Spaniens arbeiteten und schrieben für ihn. Im vollständigen Gegensatze zu den frühern Verhältnissen, wo neben dem eigenmächtigen Adel auch die Städte auf ihre Stadtrechte (fueros) eifersüchtig hielten, war das Königtum zu despotischem Absolutismus gediehen. Ein Bischof verkündigte, daß ein König von Spanien, statt dem Rate andrer zu folgen, besser thue, der Stimme Gottes in seinem Innern zu folgen. Die Gefahr war groß genug, daß Spanien Europa wie politisch so geistig beherrschen werde. Aber schon die letzten Jahre Philipps ließen Tieferschauende ein staatliches Siechtum ahnen. Zum Schaden des Landes, das seinen Handel sinken, seinen Anbau und Gewerbefleiß schwinden, seine Provinzen veröden sah, hatte man Juden und Moriskos, die Reste der Mauren, mit äußerster Grausamkeit verfolgt. Tausende machten den Straßenbettel zum Lebensberuf. Die Bevölkerung zählte, statt vorher zehn, in kurzer Zeit nur noch acht Millionen; man wollte Niederland, England, Frankreich unterwerfen, und verlor darüber die Flotte, die beste Mannschaft, den Nationalwohlstand; Philipp III. wußte, was seinem Vater das Herz gebrochen, und ließ doch nicht ab von dieser unglücklichen Staatskunst. Der Abschluß des Waffenstillstandes mit den unüberwundenen Niederlanden verkündete ganz Europa den Niedergang. Endlich mußte man die bittere Erfahrung machen, daß auch jenes Rom, um dessenwillen Spanien sein Mark verzehrt hatte, sich der siegenden Sonne Frankreichs zuwandte. Umsonst gab 1624 Olivarez dem Nuntius zu bedenken, daß sein König der einzige in der Welt sei, der um der Religion willen beständig wider Türken und Ketzer Krieg führe, selbst gegen den eignen politischen Vorteil: aber der König wolle lieber bis aufs Hemd sich entblößen, als in der Religion etwas nachgeben. Ungeachtet aller selbst im Konsistorium erhobenen Proteste trat Urban VIII. auf die französische Seite und „bereitete den Habsburgern und Spanien damit die Niederlage des westfälischen Friedens.“

Die habsburgischen Herrscher Spaniens waren auch physisch immer jämmerlicher geworden. Seitdem das Haus Bourbon den Thron bestiegen, begann das spanische Wesen sich mit französischem zu durchsetzen; auch die Staatsmaschine bemühte man sich nun der französischen nachzumodeln. Nur kurz hatte die Blüte eines spanischen Dramas gewährt; später fand französische Literatur, die französische Aufklärung, wie fremd auch ursprünglich dem spanischen Geiste, Eingang. Erst der dreiste Versuch Napoleons, die ganze Halbinsel sich zu eigen zu machen, rief ein gewaltiges Erwachen des spanischen Volksgeistes hervor. Doch hat auch in unsern Tagen Castelar einmal sagen können, moralisch sei Spanien eine französische Provinz.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es gewesen, daß der allmächtige portugiesische Minister Pombal aufklärerische Reformgedanken verwirklichte. Ein Mordversuch gegen den König, den man den Eingebungen der Jesuiten zuschrieb, wurde benutzt, alle Glieder ihrer Gesellschaft aus Portugal zu entfernen. Aehnliches begab sich in Spanien. In einer Nacht ließ der Minister Aranda fünftausend ihrer Ordensangehörigen verhaften, auf Schiffe packen und am Ufer des Kirchenstaates absetzen, wo der Papst sie nicht aufnehmen wollte. Die Ordensgüter wurden eingezogen, die Anstalten geschlossen. Späterhin gelang es dem Klerus und der Inquisition, die meisten der liberalen Neuerungen wieder zu unterdrücken. Auch nach der Ueberwindung der französischen Invasion konnten mit Ferdinand VII. die Schrecknisse der Folter wieder ihren Einzug halten. Aber wie zum Beweise, mit welchem Rechte man den Protestantismus den Vater allen Aufruhrs nennt, wird die Revolution in Spanien eigentlich permanent. Im schroffen Gegensatz stehen hier wie in andern romanischen Ländern hohle Freigeisterei und beschränktester klerikaler Fanatismus einander gegen-

über: es lohnt wenig — mindestens für unsern Zweck — die einzelnen Phasen zu verfolgen, wie bald jene, bald dieser abwechselnd staatlich die Oberhand gewinnt. Einer der ersten Regierungsakte des nun verstorbenen Königs Alfons XII. war es, zu verkünden, daß die Religionsfreiheit nicht fortbestehen und die Zivilehe nur denen gestattet sein sollte, welche „eine andre Religion bekennen, als die wahre.“ Man hoffte freilich solchergestalt wohl auch die Priesterschaft und deren römisches Oberhaupt für sich zu gewinnen. Die Rücksicht auf das Ausland ließ doch nicht alle Wünsche des päpstlichen Nuntius zur Ausführung kommen: fremden, in Spanien seßhaften Protestanten blieb wenigstens laut der Verfassung die Ausübung ihres Kultus und die Errichtung von Schulen unverwehrt. Hier ist der Ort, wo wir demnächst mit einem Bericht von der heutigen Verbreitung des Evangeliums in Spanien wieder anknüpfen wollen. H

Ein konfessioneller Prozeß

Aus dem Rheinland

Ueber den am Rhein geführten sogenannten **Prozeß Thümmel** herrscht in weiteren Kreisen so wenig Klarheit, daß mehrere kirchliche Blätter, als ihre Redaktionen neuerdings von ihm wieder läuten hörten, allen Ernstes den Abschluß eines frühern, Ende vorigen Jahres beendeten Aktes desselben als das Neueste zum Besten gaben. Es wird daher an diesem Orte für manchen Leser unerläßlich sein, zunächst die Entwicklung dieses „Falles,“ welcher je länger je mehr den Evangelischen des Westens in seiner Bedeutung zum Bewußtsein kommt, anzudeuten.

Vor einigen Jahren war es, daß der junge Pfarrer Thümmel, damals in Geldern am Niederrhein amtirend, sich die Aufpflanzung von Maibäumen vor seinem Pfarrhause zur Feier der Frohnleichnamsprozession verbat, indem er, in Erinnerung an ein Wort Calvins, zu seinem Küster sagte, angeblich so, daß es noch ein Katholik gehört hat: er dulde nicht, daß sein Haus geschmückt werde, wenn am andern Tage der gebackene Gott vorbeigetragen werde. Dieserhalb verklagt und vom Clever Gericht verurteilt, rief er das Reichsgericht an, welches auf Wiederaufnahme der Untersuchung erkannte. Diese endigte mit Freisprechung, weil die Absicht öffentlicher Beschimpfung katholischer Einrichtungen nicht nachweisbar sei.

Thümmel wurde demnächst von der Gemeinde Remscheid zum Pfarrer gewählt, und als er hier im Winter 1885/86 eine katholische Leiche, der katholisch-kirchlicherseits die Beerdigung versagt war, auf dem kommunalen, doch bisher fast nur von Katholiken benutzten Kirchhofe nach Wunsch der Angehörigen zu Grabe geleitete, erbitterte das die Ultramontanen des Ortes dermaßen, daß in ihrem benachbarten Wupperthaler Organ sich der gegen Thümmel und einen seiner Kollegen angesammelte Groll in einem herausfordernden und auf das in Geldern gestreifte Gefängnis hämisch stichelnden Artikel entlud. Eine Zeitungsfehde zwischen dem Genannten und dem römischen Geistlichen zu Remscheid war die Folge, wobei Thümmel sich genötigt sah, die frühern Hergänge darzulegen, damit seine Gemeinde sich selbst über die geflissentlich in ihr verbreitete Verdächtigung ein Urteil bilden könne. In der damit gegebenen Wiederholung des früheren inkriminirten Ausdrucks sah der katholische Kirchenvorstand zu Remscheid eine absichtliche Beschimpfung seiner Kirche 2c., und reichte nach eingeholtem und nach Monaten erlangtem Gutheißen des Kölner Generalvikariats eine Klage gegen Thümmel ein. Die Ferienkammer des Elberfelder Landgerichts verurteilte dann den Angeklagten zu drei, den Redakteur der Remscheider Zeitung zu einer Woche Gefängnis. Dies war also der zweite Akt der Affäre, welcher des Erregenden für den Verurteilten noch manches hatte, z. B. den Umstand, daß einzig und steif nach der Ordnung des Strafvollzuges, oder wie der technische Ausdruck dafür lauten mag, Thümmel am **ersten Weihnachtsfesttage** seine Haft antreten sollte, nachdem er für seine Person abgelehnt hatte, ein Gnadengesuch einzureichen. Nach neuntägiger Strafverbüßung wurde er auf den Befehl des Justizministers, „das Strafverfahren sofort einzustellen,“ der bis zum Vollzug, trotz der Erfindung des Telegraphen, eine Reihe Tage bedurfte, aus dem Gefängnis ausgewiesen. Uebrigens entfernte der Erzbischof alsbald den katholischen Priester von Remscheid.

Man wird in evangelischen Ländern solche Vorgänge heutzutage kaum für möglich halten; denn man hat, wie viel auch darüber geredet und geschrieben wird und obschon in Land- und Reichstag auch die Evangelischen aus dem Osten mit den Ultramontanen persönlich in Berührung kommen, keine Ahnung davon und noch immer keinen rechten Glauben daran, in welchem Maße wir Evangelischen, wo wir in der Minderheit sind, in dem „paritätischen“ Staate Preußen Schritt für Schritt um unsre Existenz, bez. Gleichberechtigung, zu kämpfen, listige Uebervorteilungen, Erschleichungen von Rechten zu überwachen und doch Majorisirung auf allen Gebieten des Lebens zu erdulden haben. Es kam beispielsweise noch in voriger Generation vor, daß in einem katholischen Städtchen ein Protestant, der am Allerheiligentage sein Geschäft nicht geschlossen hatte, von dem, selbstredend katholischen, Friedensrichter verurteilt wurde, und erst durch die heimlich angerufene Gerechtigkeit Friedrich Wilhelms III. Remedur erfuhr. — So kommt es, daß wir in unserm dicht gemischten Westen, wo der Romanismus ein ganz andres Gesicht zeigt als da, wo seine Minderheit ihn zu freundlicher Miene und Weitherzigkeit und Verträglichkeit nötigt, in lebendigem antirömischem Bewußtsein aufwachsen, daß in unsern Augen die scharfen Auseinandersetzungen der symbolischen Bücher mit Rom noch konkrete Gestalt annehmen, daß unsre katholischen Mitbürger in völlig andern Bahnen, die bemittelteren in ausländischen Klöstern und Instituten der Jesuiten, erzogen werden, als Studenten katholischen Verbindungen in Bonn und Münster beitreten, die in corpore bei Prozessionen aufziehen, daß unsre klerikalen Juristen sich in katholischen Juristenvereinen zusammenfinden, deren oberster Paragraph die Verteidigung ihrer Kirche dekretirt, daß der Schmutz, mit welchem die also herangebildeten Vertreter der ultramontanen Presse seit langen Jahren Reformation und Reformatoren bewerfen, uns viel unmittelbarer, ekelhafter und öfter vor die Sinne tritt, wie die meisten Protestanten im Osten sich träumen lassen, und daß wir uns gesetzlich im Nachteil glauben, wenn die Fassung des bekannten § 166 des Strafgesetzes*) mit Erfolg gegen uns, nicht aber ebenso zum Schutz unsrer „Heiligen“ und „Heiligtümer“ anwendbar ist.

Hiernach liegt die psychologische Erklärung wahrlich nicht fern, wenn ein von lebhaftem protestantischem Bewußtsein und Ehrgefühl erfüllter, mutiger, kecker, ja heißblütiger evangelischer Geistlicher, der, angesichts des Ultramontanismus aufgewachsen, durch dessen Mißbrauch der Macht und erfahrene Unbill nicht zur Ruhe kommt, im Gegenteil zur weitern Verfolgung dessen, was er nach Geschichte und Kirchengesetz für sein und seiner Kirche gutes Recht hält, sich angetrieben fühlt. Dies bezweckte die mit seinem Haftantritt in Druck gegebene Schrift Thümmels: „**Rheinische Richter und römische Priester.** Eine trostreiche Belehrung über die römische Messe“ (vergl. Nr. 14, S. 134). Sogleich am Rhein, doch nicht im Osten, beschlagnahmt, versetzte sie den Verfasser aufs neue in Anklagezustand, ebenso den Verleger, Wiemann in Barmen, und sie ist es, deren außerordentlicher Erfolg und schleunige Beanstandung auf den „Prozeß Thümmel“ die Augen der Oeffentlichkeit erst recht gelenkt hat, welcher in den aufsehenerregenden Elberfelder Landgerichtsverhandlungen der ersten Hälfte des Juni seinen einstweiligen Abschluß erreichte. In dem ersten Teile der Schrift unterwirft Thümmel das gerichtliche Urteil des vorigen Jahres sowie bei dieser Gelegenheit das ganze gegenwärtige Justizverfahren am Rhein einer einschneidenden, bisweilen sarkastischen Kritik, schont jedoch hierbei zu vielseitigem Bedauern die Personen seiner frühern Richter nicht, sodaß ihm dieser Teil die Beschuldigung

*) „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergernis giebt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.“

einer öffentlichen Beleidigung zuzog. Im zweiten, konfessionell polemischen Teile findet das Gericht aufs neue Beschimpfung der katholischen Kirche und deren Einrichtungen und Gebräuche, speziell des Altarsakraments, der Messe und des Marienkultus. Für beides wurde ihm eine Gefängnisstrafe von neun Monaten zuerkannt, dem Verleger eine gleiche von zwei Monaten.

Die Prozeßakten hat der Verleger jetzt nach stenographischer Niederschrift herausgegeben (Preis: 1 M. 50 Pf.), und eine sehr starke Auflage derselben war bei ihrem Erscheinen gleich vergriffen.*) Was ist es denn, das die Nachfrage darnach so stark machte, das unsre evangelische Welt in jenen Tagen in Atem hielt und die nicht-ultramontane Provinzialpresse wochenlang füllte, das im Zuhörerraum eine dichtgedrängte Menge, auch der besseren Gesellschaft, täglich sammelte und fesselte bis zum Schluß der langen Sitzungen, welche, mit dem Staatsanwalt zu reden, alle Kräfte des Leibes und Geistes in Anspruch nahm? War es wirklich gemeiner Ehrgeiz, niedrige Ruhmsucht, was den Angeklagten, wie derselbe Staatsanwalt ihm schuldgab, beseelte und interessant machte? War es ein Geistesverwandter der politischen Anarchisten, der auf der Anklagebank saß, wie deutlich genug wiederum der Staatsanwalt durchblicken ließ, trotzdem er den Vergleich abgelehnt hatte? Oder war es eine so unbedeutende Erscheinung, daß sie, wie er glauben machen wollte, gar nicht die öffentliche Erregung verdiente, die sie verursachte? Wenn etwas derart richtig war, weshalb stand dann der Staatsanwalt unter so vielen Gebildeten und Urteilsfähigen mit seinen Urteilen allein? Nein — es erwachten durch diesen Anstoß die beiden konfessionellen Gegensätze in einem Grade, wie Staatsanwalt und Richter vorher wohl nicht für möglich gehalten hätten; es vertrat die Staatsanwaltschaft die Idee des modernen Katholizismus mit allen Auswüchsen in einer Weise, die denn doch bei den preußischen Behörden im Osten zu denken geben wird, und es trat nicht allein der vielgewandte Verteidiger Dr. Sello aus Berlin mit einer förmlichen Begeisterung für seinen Klienten ein, sondern auch dieser selbst machte nichts weniger als den Eindruck eines Schlachtopfers, vielmehr den eines geschickten, unerschrockenen, beredten, sich durch nichts irremachen lassenden, bisweilen humoristischen Sachwalters seiner Sache und des Glaubens seiner Kirche, der es mit seinen Aussagen so gewissenhaft nahm, wie wohl je ein Angeklagter, und bei dem man es nur bedauern kann, wenn ihm die Form seines vorhergegangenen Kampfes gesetzliche Strafe zuzieht.

Noch sehr viele bemerkenswerte Momente bieten die Verhandlungen dar, so dies: Die Leitung des katholischen Kirchenvorstandes in Remscheid liegt oder lag in den Händen eines Mannes, der eidlich eine Unterschrift bezeugt, die er dennoch nicht gemacht hat, und für den der katholische Pfarrer eigenhändig die Unterschrift unter Urkunden zu vollziehen pflegt, weil er nicht gut schreiben kann. Doch die Verhandlungen selbst wollen gelesen sein. Die Wirkung, welche von diesem Prozeß ausgeht, wird mit Gott nur eine gesegnete, luftreinigende sein können. Schon zeigt sich der Gewinn im engsten Kreise. Die Gemeinde Remscheid schart sich dicht wie nie um ihren angegriffenen Pastor; ein mächtiges protestantisches Bewußtsein ist erwacht. Das wird noch weite Kreise ziehen. Inzwischen haben die Verurteilten Berufung eingelegt. Wir werden also noch Veranlassung haben, auf den Prozeß und seine Wirkung zurückzukommen.**)

P P

Der Geistliche und die moderne Gesellschaft

3 (Fortsetzung und Schluß von 2)

Privilegien haben zu wollen, sei es für sein gesellschaftliches Auftreten, sei es für sich als Staatsbürger, wäre ein bedenklicher Wunsch des Pastorenstandes. Der Geistliche soll mitten in der Gemeinde stehen und nach jeder Beziehung hin an ihrem Leben und damit an ihren Lasten und Pflichten teilnehmen. Mit Freuden ist es daher zu begrüßen, daß die deutschen Studenten der protestantischen Theologie protestirt haben gegen die Befreiung der Theologen vom Militärdienst. Wer keinen nationalen Sinn hat, der hat auch keinen Anspruch auf einen mit andern gleich angesehenen Platz innerhalb seiner Nation. Patriotismus gereicht auch dem Geistlichen zur Ehre. Mehr als ein guter Bürger zu sein, verlangt niemand von ihm. Aber er soll auch nicht weniger sein wollen.

---

*) Die zweite Auflage ist soeben erschienen: Prozeß Thümmel-Wiemann. Genaue stenographische Aufnahme der Westdeutschen Zeitung. (Barmen, 1887; 313 S.; M. 1,50.) Die erste Auflage war 4000, die zweite ist 6000 Exemplare stark. Letztere enthält eine willkommene Ergänzung: Erklärungen des Professors Nippold-Jena, des Staatsanwalts und des Verteidigers, das Nichterscheinen des Erstgenannten als Zeugen betreffend.

D H

**) Ohne Zweifel ist es dem Prozeß Thümmel mit zu danken, daß die Sache des Evangelischen Bundes im Rheinlande einen mächtigen Aufschwung nimmt. Dem Ev. Gmbl. f. Rhld. u. Westf. wurde aus Bonn unter dem 29. Juni geschrieben:

„Die heutige Begründung des Rheinischen Zweigvereins des Evang. Bundes ist über jede Erwartung günstig verlaufen. Vor einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft aus allen Teilen der Provinz und aus Westfalen legte der Vorsitzende, Pastor Terlinden in Duisburg, die Zeitlage und damit die Notwendigkeit eines engen, festen Zusammenschlusses der Evangelischen aller Schattirungen in so überzeugender und andringender, von dem Beifall der Zuhörer begleiteten Rede dar, daß dadurch alsbald der rechte Ton in die Versammlung kam, und sie bis zum Schluß in schönster Einmütigkeit beherrschte. Professor Benraths Vortrag führte dann im Flug ein reiches Bild der literarischen Befehdung zwischen Evangelischen und Katholiken seit den Tagen Luthers bis in die Neuzeit vor, um daran zu zeigen, daß, was wir in der ultramontanen Presse erlebten, in andern Formen schon dagewesen sei, und nun des Genauern nachzuweisen, durch welche Urheberschaften und in welcher Zeit und in welchem Maße diese Presse ins Kraut geschossen sei, und wie sie sich selbst durch ihren Gassenton, auch bereits gegen den Bund, erniedrige. Bei der nun anhebenden Diskussion fand die Frage, ob ein Rheinischer Zweigverein gegründet werden solle, ein umso freudigeres allseitiges Ja, als auch vonseiten der rheinischen Führerschaft der Richtung der sogenannten positiven Union die bisherige Fernhaltung aufgegeben und der Beitritt erklärt wurde.... Die Leitung wurde in die Hand des Pastor Lic. Thönes-Lennep gelegt, und zu seinem Stellvertreter Superintendent Umbeck-Kreuznach, als Schriftführer Pfarrer Terlinden-Duisburg, zu Beisitzern Stursberg-Bonn und de le Roi-Elberfeld, ferner die Herren Professor G. vom Rath-Bonn, Dr. jur. Frowein-Elberfeld, B. Hasenclever-Ehringhausen und W. Greeven-M.-Gladbach gewählt.... Wir hörten, daß vom Februar bis jetzt die Mitgliederzahl des Bundes sich (auf 4000) verdoppelt hat. Vom Rhein waren bis gestern ohne eigentliche Werbung innerhalb der Provinz etwa 250 Beitrittserklärungen eingegangen, dazu kommen an 1000 Mitglieder in schon bestehenden Lokalvereinen; aus der Versammlung wurde dann noch bekannt gegeben, daß beispielsweise im kleinen Büderich ein Lokalverein von 28 Mitgliedern, in Ronsdorf am letzten Sonntag ein solcher mit 40 Mitgliedern, in Lennep mit 70 Mitgliedern begonnen haben, und von Kreuznach ein Verein von gar 400, von Remscheid von 800 (!) Mitgliedern angemeldet. Sehr zahlreiche Einzeichnungen in die Mitgliederlisten, darunter von ganzen Presbyterien, fanden während und nach der Sitzung statt, die umso schwerer wiegen, da sie hoffen lassen, daß jeder heutige Besucher im heimischen Kreise zum Werber wird und einen Samen säet, der 30—100fältige Frucht verspricht."

Die Kreuzz. kann sich freilich in die Stimmung der rheinländischen Protestanten nicht finden. Sie spricht ein großes Wort gelassen aus: „Wir sind der Meinung, daß das Gericht das Richtige getroffen hat." Sie sieht durch Pfarrer Thümmel „den inneren Frieden unsers paritätischen Staates in viel höherem Grade gefährdet, als der kaum beendigte unselige Kulturkampf es gethan hat." „Schon jetzt wird aus Remscheid von tumultuarischen Auftritten berichtet, welche die Polizei nur mit äußerster Anstrengung unterdrücken konnte." Der Schrecken vor der in Remscheid doch wahrlich begreiflichen Aufregung verführt die Kreuzz. zu einer ungeheuern Uebertreibung; nach von uns eingezogenen Erkundigungen handelt es sich um einen höchst ungefährlichen Zusammenlauf von Menschen, als ein Remscheider Gesangverein dem Pfarrer Th. ein Abendständchen bringen wollte. Aber allerdings fehlt es dem Verurteilten nicht an sympathischen Kundgebungen aus allen Kreisen der evangelischen Bevölkerung, wie ihm denn z. B. erst jüngst ein Zustimmungstelegramm von 800 Mitgliedern des Arbeitervereins in Gelsenkirchen zuging.

Darüber, ob § 166 des Strafgesetzbuches aufgehoben oder nicht vielmehr ergänzt werden sollte, wie letzteres die Kreuzz. will, läßt sich ja reden. Was wir in letzterem Falle fordern müßten, ist dies, daß auch alle Beschimpfungen unsers Luther, alle die päpstlichen Bullen und Allokutionen, welche die Reformation und den Protestantismus überhaupt als die Grundsuppe aller Greuel brandmarken und verdammen, ebenfalls unter das Gericht das Paragraphen fallen. Da nun von einer Ladung und Bestrafung des Papstes nicht die Rede sein kann: wie wird man die Veröffentlichung seiner Kundgebungen zu verhindern wissen? Welch ein neuer Kulturkampf könnte darüber entbrennen! Es ist ein böser Zirkel, in dem sich Staatsraison und Gesetzgebung gegenüber diesen Fragen bewegen. Uns bleibt nur übrig, gegen die Parität, wie sie neuerdings geübt werden zu sollen scheint, mit allem Ernste zu protestiren.

D H

Es ist ein für die soziale Stellung des Geistlichen vorteilhafter Fortschritt der Zeit, daß alle Standesvorrechte immer mehr ins Verschwinden kommen. Wollte der Pastor nur an den Rechten der Gesellschaft teilhaben, aber nicht auch an ihren Pflichten, dann träfe ihn der Vorwurf eines ausgeprägten Egoismus nicht unverdient. Es ist falsch und gefährlich, mit Gewalt oder erkünstelt Gegensätze hineinzutragen in das Leben, deren Lösung man nicht gewachsen ist, nicht gewachsen sein kann, so lange jemand überhaupt innerhalb der menschlichen Gemeinschaft steht. Der Gegensatz von „geistlich" und „weltlich" ist nicht zu verwischen, aber zu überwinden. Darin besteht die ganze große Heilsarbeit des Christentums, an welcher der Geistliche in vorderster Reihe sich zu beteiligen hat. Sich als über das „Profane" erhaben zu dünken oder verächtlichen Blicks erheben zu wollen, verwickelt leicht in Widersprüche oder verleitet zu Täuschungen seiner selbst und andrer. Willkürliche Askese ist immer Einseitigkeit, die nicht selten den Zwang nach andrer Seite hin durchbricht, oder zu geistlichem Hochmut führt, der stets ein großes soziales Uebel sein wird.

Es bleibt wahr, was ein erfahrener Geistlicher sagt: „Es ist schon ungeziemend, wenn ein Geistlicher sich durch lautes Räsonniren über öffentliche oder private Vorgänge, durch salzloses Witzeln, durch sittlich nicht völlig beherrschte Rede in der Gesellschaft hervorthut; es ist ein zweifelhafter Ruhm, wenn er vornehmlich als guter Gesellschafter gesucht und gerühmt wird; es ist ein schwerer Makel, wenn er für einen Lebemann gilt, der mehr vom Geiste der Welt und den Gelüsten seines Herzens sich leiten lasse als vom heiligen Geiste. Es ist gefährlich, wenn er regelmäßig bei seinem Patron oder im Wirtshause des Ortes, vielleicht gar in unpassender Gesellschaft, zum Skat erscheint. . . . . Ich kannte einen Geistlichen, der durch häufige Teilnahme am Kegelspiel seiner Gemeinde nahe kommen wollte; er kam ihr auch nahe, aber so, daß sie ihn mehr herab, als er sie heraufzog." *) Das alles bleibt wahr. Doch es soll auch keine protestantische Möncherei geben. Dem stimmt derselbe ernste Mann zu, dessen Worte hier zitirt wurden, indem er fortfährt: „Ich erkenne gern das Recht an, das der Geistliche an die Gesellschaft, die Gesellschaft an den Geistlichen hat, und das Recht hat auch hier zur Kehrseite eine Pflicht. Aber der Geistliche muß, soviel an ihm liegt, einen guten Namen haben und um seines Amtes willen nichts thun, was denselben beeinträchtigen könnte." Diese in dem letzten Satze ausgesprochene Beschränkung wird niemand aufheben wollen. Sie muß Anwendung finden auf jeden ehrbaren Beamten, auf jeden von den Ständen, die zu den „leitenden" oder regierenden gehören.

Christus hat sich edeln, geselligen Freuden nicht entzogen und nie ein rigoroses Einsiedlerleben von den Seinen verlangt. Er hat sie den Lebensverhältnissen der Gemeinschaft, in der sie standen, nicht gewaltsam entheben wollen. In dem hohenpriesterlichen Gebet sagt er: „Vater, ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel." Wie sie aber ihre Stellung auffassen, was sie an der und in der Gesellschaft leisten sollten, deutet das andre Wort Jesu an: „Ihr seid das Salz der Erde." Keine Gesellschaftsform ist so elend, daß sie nicht von dem Durchgeistigten ertragen oder mit geistigem Inhalt erfüllt werden könnte.

Besitzt ein Pastor gemeinnützige Talente, Gaben der Kunst oder des Umganges, warum soll er sie nicht verwerten? Jede Begabung ist ein Pfand, mit dem der Christ wuchern soll, aber immer in der Erinnerung an den, der alle, die leiblichen und die geistigen, Güter verteilt. Das Gemeine nur ist verächtlich. Das Funkesche Paradoxon behält Geltung: „Ein Christ muß ein rechter Weltmensch sein." Die Arbeit an der Menschheitsveredlung ist eine vielgestaltige. Sie hängt nicht nur an gewissen Ständen und bestimmten Formeln. Mannichfache Anknüpfungspunkte für diese Wirksamkeit bleiben dem Geistlichen versagt, wenn er weltflüchtig sich abschließen oder in schroffen Gegensatz zu dem Leben der Gesellschaft treten wollte. Beansprucht er nicht mehr zu sein als ein Mensch unter Menschen, aber ein christlicher, ehrlicher Mensch, so wird auch der scheinbare Widerspruch zwischen seinem idealen Amte und dem materiellen Lohne, den er für Verwaltung desselben empfängt, in den Augen der andern sich lösen und statt dessen jedem immer deutlicher die Erkenntnis davon aufgehen, wie das vermeintlich Unchristlichste doch mit Geist und Gemüt erfüllt und das sonst Unbedeutende bedeutend, das Materielle zum Träger des Idealen werden kann. Der Geistliche soll auf diese Weise in die moderne Gesellschaft eingehen, aber nicht in ihr aufgehen.

Das zu vermeiden, muß er charaktervolle Selbständigkeit besitzen und beweisen. Ein sehr gefährliches Zugeständnis an die Kinder dieser Zeit wäre die „Liebedienerei." Bisweilen wird sie — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — den protestantischen Geistlichen zum Vorwurf gemacht. Das leidige „Beliebtwerdenwollen" mag den oder jenen verführen. Doch jedes Aufgeben der eignen Individualität und der Individualität des Amtes ist Sünde, doppelt Sünde, wenn das Amt ein so ernsthaftes und wichtiges ist wie das eines Geistlichen. Dadurch steht der Richterstand in so großem Ansehen, daß er gleiches Maß hat für alle. Das heißt positiv, allezeit seine Position, seine Stellung ohne Ansehn der Person zu wahren. Den armen Mann hart anzulassen und streng alle seine Fehler ihm vorzuhalten, aber dem vornehmen und reichen rücksichtsvoll mancherlei nachzusehen; zu den niedrigen und „gewöhnlichen" Leuten mit salbungsvoller Herablassung zu reden und ohne Schonung sie zurechtzuweisen, der eiteln, weltlich gesinnten Salondame aber nur als der „gnädigen Frau" zu begegnen: das wird einem Geistlichen kaum viel Ansehen und Liebe eintragen. Wer ein so hohes und bedeutsames Amt bekleidet wie er, muß so viel Aristokratie des Geistes und Gemüts besitzen, daß ihm die Sünde in Glaceehandschuhen zehnfach widerlicher und verächtlicher ist als im groben Kittel. Dieser ist oft ein Erzeugnis der bittersten Not, jener der Ausdruck frechster Frivolität. Der Geistliche soll allen Ständen mit gleichem Ernst gegenüberstehen, wenn es gilt, Schäden zu bekämpfen. Etwas von dem alten Prophetentum, das auch vor dem Throne der Könige freimütig redete, wäre hier ein Segen. Respekt ist besser als Gunst.

In dem schon zitirten Buche von Kolde heißt es in Bezug hierauf: „Es soll die Unchristlichkeit in den untern Schichten der Bevölkerung unsrer Großstädte und Fabrikorte, die groß und bedauerlich genug ist, nicht geleugnet werden; nach dem Urteile aller Einsichtigen liegt aber doch die größte Gefahr für unsre deutschen kirchlichen Verhältnisse in der fast gänzlichen Entfremdung der gebildeten und halbgebildeten Klassen von Kirche und Christentum. Und was thut die Kirche, um diese wieder zu gewinnen? Direkt, glaube ich, so gut wie nichts. Man schilt allsonntäglich gegen den Unglauben der Zeit und macht wer weiß was alles dafür verantwortlich, läßt aber im übrigen die Sache ihren Weg gehen. Man möchte wirklich die Frage aufwerfen: Sind denn die Seelen der Gebildeten in unserm Volke weniger wertvoll, als die der Armen und Unwissenden und Verkommenen, daß man diesen allein nachzugehen scheint und jene laufen läßt?" *) Das apostolische „Allen alles" hat auch seine starke Seite und verlangt Charakter.

Ueberhaupt jede Koterie hat der Geistliche zu vermeiden. Auch von dem sozialen und politischen Parteitreiben muß er sich fern halten. Wahlagitationen stehen ihm übel an und gefährden sein Amt wie seine gesellschaftliche Stellung gleichmäßig. Antisemitische und antisozialistische Reden in Volksversammlungen sind für ihn im höchsten Grade bedenklich. Der bereits genannte Generalsuperintendent Möller sagt sehr richtig: „Die soziale Arbeit stellt den Geistlichen vor Massen mit mächtig aufgestachelten Leidenschaften und geringer Urteilsfähigkeit und geringer sittlicher Beherrschung. Tritt er in ihre Versammlungen: dieselben sind von argen Führern beherrscht und jedem Stichwort, das den Gelüsten schmeichelt, weit zugänglicher als den besten Gründen. Sie sehen, ein christlicher Arbeiter auf dem sozialen Gebiet muß auch viel Unerschrockenheit, Ruhe und Besonnenheit, eine populäre Beredsamkeit, eine persönliche Macht über die Geister haben,

*) Möller, Das außeramtliche Leben des Geistlichen (Wittenberg, 1886), S. 27.

*) Kolde, a. a. O. S. 127.

und hat ein Geistlicher das alles, er kann noch in stürmische Verhandlungen verwickelt, zu unbedachten Worten fortgerissen, mit Schmutz beworfen werden, wie es der Würde seines Amtes und seiner geistlichen Wirksamkeit nicht zuträglich ist."*) Das Amt eines Geistlichen und darum auch seine Person soll über den Parteien stehen. Er muß unabhängig sein nach allen Seiten.

Dazu aber ist erforderlich, daß alle Geistlichen Hand in Hand mit einander gehen, daß der Spruch an ihrem Stande zur Wahrheit wird: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit." Das hat den ehemals wenig geachteten Lehrerstand gesellschaftlich bedeutend gehoben, daß alle gemeinsam ihre gemeinsamen Interessen vertraten. Können das die Lehrer der Kirche nicht auch? Die Pastoren nennen sich unter einander Brüder. So müssen sie sich gegenseitig auch als solche beweisen. Wenn die Genossen eines Amtes, eng und aufrichtig mit einander verbunden, energisch ihre Rechte vertreten, wird sie ihnen niemand auf die Dauer streitig machen können.

Es ist zwar bekannt, daß Theologen hinsichtlich ihrer Dogmatik selten einig werden. Das über Juristen umgehende Witzwort: Wo drei ihres Faches versammelt seien, würden gewiß vier verschiedne Ansichten laut werden, läßt sich mit fast noch mehr Recht auf die Geistlichen anwenden. Es ist ja bekannt, daß die mannichfachsten Richtungen innerhalb der protestantischen Theologie wider einander bestehen. Die römische Kirche hat zuweilen ihren Spott darüber. Aber wollen wir sie um ihre Uniformität beneiden? Die Mannichfaltigkeit der Meinungen ist ein Zeichen von Leben. Können denn auch diese Richtungen, so weit sie es ehrlich meinen, in der gleichen Begeisterung für die Sache Christi und seines Evangeliums nicht mit einander bestehen und mit einander in demselben Dienste arbeiten? Die gleiche Liebe zu demselben Meister hielt die ersten Jünger zusammen, obschon sie selbst unter einander verschieden waren. Christus sprach: „Bleibet in meiner Liebe!" und erklärt das mit den Worten: „So ihr meine Gebote haltet, bleibet ihr in meiner Liebe." Er in den Seinen und die Seinen in ihm, das muß doch möglich sein auch bei verschiednen Auffassungen. Das dürfen Geistliche nie vergessen, daß Jesus gesagt hat: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt." Einem solchen Zusammenhalten und Zusammenarbeiten werden auch die Sympathien der heutigen humanistischen und humanitären Gesellschaft nicht mangeln. Sie ist überhaupt gerade in ihren bessern und edler gesinnten Kreisen über die Richtungmacherei der Theologen nicht besonders erfreut. Oft sogar kann man einzelne hochachtbare Männer und Frauen mit bittern Worten über diese Streitsucht, Uneinigkeit und gegenseitige Verhetzungs- und Verdammungssucht der Geistlichen sich aussprechen hören.

Wollen sich aber die Pastoren beklagen über die Zersplitterung der Zeit, wenn sie selbst daran arbeiten? Wollen sie sich wundern über Mißachtung ihres Standes, wenn sie selbst der Achtung durch ihren Fanatismus, links oder rechts, sich unwürdig machen? Dürfen sie Jeremiaden anstimmen über Taktlosigkeiten, Mißtrauen und Anfeindungen bei den Pfarrwahlen, wenn sie selbst sich nicht scheuen, bei solchen Gelegenheiten Verdächtigungen gegen Amtsbrüder, Anklagen um der leidigen Richtung willen privatim oder gar in öffentlichen Blättern auszusprechen? Dieses Verfahren kann kaum dazu beitragen, der modernen Gesellschaft viel Respekt vor dem geistlichen Stande einzuflößen. Es ist zugleich aber auch eine Versündigung an der von diesem Stande vertretenen Sache selbst. Darf jemand fragen wie Petrus: „Herr, was will aber dieser?" Christus hat ihm diese Frage auf das Strengste und Nachdrücklichste verwiesen.

Alle sind Suchende in dieser sichtbaren Welt. Mag der eine noch im Vorhofe stehen, während ein andrer schon in das Heilige eingetreten ist. Daß er in das Allerheiligste eingedrungen sei, das zu behaupten, wird hoffentlich keiner vermessen genug sein. Wenn diese bescheidne Anschauungsweise unter den evangelischen Geistlichen immer mehr sich ausbreitet und ihnen die Direktive giebt bei ihrem Verhalten unter einander, dann, gewiß, wird die moderne Gesellschaft den protestantischen Pastorenstand allseitig mit Ehrerbietung und Anerkennung betrachten lernen und immer weniger wagen, ein geschlossenes Ganze anzugreifen und zu bespötteln, in welchem alle einstehen für einen und einer für alle. Böswillige freilich sind niemals zur bessern Einsicht zu bringen. Sie muß jeder Stand tragen.

Trotz dieser Einheit jedoch braucht kein fauler Friede zu bestehen. Die Geister sollen immer noch auf einander platzen. Aber eben die **Geister**, nicht die **Herzen** sollen streiten! Der Stand der Pastoren und ihre Stellung in der modernen Gesellschaft ist an sich schwierig genug. Wollen sich die, welche zu einem so vielumstrittenen Stande gehören, gegenseitig ihre Lage noch schwieriger machen? Sie sollen zusammenhalten nicht um des äußern Vorteils willen, sondern wegen der hohen, heiligen Aufgabe, die sie mit ihrem Amte und mit ihrer Stellung zu der modernen Gesellschaft zu erfüllen haben. Alles im Dienste des Reiches Gottes, das muß ihr Wahlspruch bleiben.

Man müßte von der christlichen Gemeinde, von der menschlichen Gesellschaft überhaupt eine sehr schlechte und ungerechte Vorstellung haben, wenn man nicht erwarten dürfte, daß dann einem solchen Pastorenstande gegenüber immer mehrere zu der Einsicht gelangen würden: Es ist etwas Herrliches, dem Versöhner der Welt in allen Stücken nachzufolgen. Es ist etwas Großes und Wichtiges, das Ideale zu vertreten mitten in der materiellen Welt! — Dann wird jeder gern selbst Priester sein wollen. In diesem Sinne arbeitet die evangelische Geistlichkeit stets an der allmählichen Auflösung ihres besondern, immer mehr entbehrlich werdenden Standes. Das ist ein Sterben, nicht wie die Blume welkt, um für immer dem Tode zu verfallen, sondern wie das Weizenkorn stirbt in dem Acker und bringt viel Frucht. Dieses Höchste kann das Ziel des katholischen Klerus nicht sein. Das ist der Vorzug des dienstbereiten evangelischen Pastors vor dem stolzen römischen Priester: Alle treu um einen Meister versammelt zu ernstem Tagewerk. Alle mit ihrem Denken und Empfinden mitten unter den andern, fest auf realem Boden, den Geist der Zeit zu verstehen und in die rechten Bahnen leiten zu helfen. Kraftvoll wirkend in der Gegenwart und den Blick glaubensvoll hinaus gerichtet in die Zukunft! K

Opferfreudige Frauen

Aus der innern Mission

Die Männer mögen in der Predigt der Worte unübertroffen sein: in der Predigt der Thaten haben es ihnen die Frauen oft zuvorgethan. Wenn sie gleich schwach genannt werden, die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit kennt sie als stark. Als Mütter, Schwestern und Gattinnen, als Nonnen und Beghinen, als Diakonissinnen, Johanniterinnen, Albertinerinnen u. s. w. haben sie millionenfach den Kampf mit dem Jammer und dem Schmerz aufgenommen, haben getragen, was unerträglich scheint, haben sich hingeopfert, um andre vom Sterben zu retten, sind in Krieg und Frieden für Verwundete, Sieche, Blöde und Epileptische wie Himmelsboten mit Engelshänden gewesen — und dies alles haben sie in stiller Demut gethan; wer nennt ihre Namen und Werke?

Es ist ohne Zweifel für ein junges Mädchen kein leichter Entschluß, **Diakonissin** zu werden. Wieviel giebt sie, menschlich geredet, auf! Und doch mehren sich die, welche sich zu Schwestern der Beklagenswerten wollen einsegnen lassen. Während es 1861 erst 1207 evangelische Diakonissinnen in Deutschland gab, zählte man 1872 schon 2698, rechnete man 1881 nicht weniger als 4751, und jedenfalls hat jetzt die Summe derselben 6500 schon überstiegen. Sie stammen aus 57 Diakonissenhäusern, von denen die wichtigsten diejenigen in Kaiserswerth, Neuendettelsau, Berlin (Elisabethkrankenhaus und Bethanien), Stuttgart, Dresden, Königsberg und Hannover sein dürften. Eine Vermehrung dieser Mutterhäuser wird nicht unbedingt nötig sein; aber eine Vermehrung der in sie eintretenden Schwestern ist ein allseitig aufs tiefste empfundenes Bedürfnis. „Willst du nicht Schwester werden?" Dieser Ruf klingt hundertfach an unsere Jungfrauen und Witwen zwischen dem achtzehnten und sechsunddreißigsten Lebensjahre heran; am dringlichsten aber wendet er sich an die Töchter der

*) Möller, a. a. O. S. 25.

gebildeten Stände. Mag eine fromme, liebe Handwerkerstochter oder Dienstmagd auch noch so viel barmherzige Treue mitbringen, in einem Stück wird sie mit seltenen Ausnahmen dem Kinde eines wohlhabenderen Hauses nachstehen: in dem gleichsam angebornen, zarten, natürlichen Takte, der jeden Handgriff und jedes linde Trostwort auch zu einer seelischen Erquickung der Leidenden macht.

Die Hauptarbeitsgebiete der Diakonissinnen sind die Krankenpflege in (579) Krankenhäusern und die Gemeindediakonie in (673) städtischen und ländlichen Gemeinden. Wer will die Dankesblicke zählen, die in diesen Arbeiten geerntet werden? Vor kurzem ließ ich mir von einem alten, mißmutig gewordenen Wanderbettler sein düsteres Leben erzählen; er malte mir das Elend der Parias unsrer Gesellschaft in allem seinem Jammer: oft wechselte Thräne und dumpfer Groll; aber auch sein Leben war nicht so leer, daß es nicht seinen Sonnenschein gehabt hätte: der struppige Alte wurde wie ein glückliches Kind, wenn er der Wochen gedachte, in denen er einmal im Krankenhause zu K. hatte verpflegt werden müssen, und sobald er von Schwester Ida und Schwester Eva sprach, erglänzte sein Auge. Verzichtet auch die Gemeindediakonissin darauf, von eignen Kindlein den Ruf „Mutter, liebe Mutter!“ zu hören, so wird sie doch bald hundert Brüder, Schwestern und Kinder in einem andern Sinne ihr eigen nennen können.

Eine besonders opferfreudige Hingabe wird aber von denjenigen Schwestern verlangt, die weit vom Heimatlande auf fremdem Boden unter ungewohnten Verhältnissen ihrem Berufe dienen. Wir denken dabei in erster Linie an die Schwestern des Kaiserswerther Diakonissenhauses, die sich in den Orient entsenden lassen. Ob sie in Jerusalem in der Krankenanstalt oder im Erziehungshaus „Talitha Kumi,“ ob sie in Smyrna im Diakonissenhaus oder in der Waisenanstalt, ob sie im Johanniterhospital zu Beirut oder in den Krankensälen zu Alexandrien und Kairo ihre Kräfte in den Dienst der Liebe stellen, immer werden sie sich dessen getrösten müssen, daß sie in des Herrn Arbeit stehen, der überall gnädig und kräftig waltet, der auch die Schwachen zu Helden macht.

Um ein Bild ihrer Mühen zu geben, entnehmen wir dem Jahresberichte über die Diakonissenanstalten im Morgenlande folgende Angaben: Im Krankenhause auf dem Berge Zion wurden 1885 im ganzen 457 Kranke von 4 Schwestern verpflegt, und zwar 383 Araber, 31 Deutsche, 7 Abessynier, 2 Türken, 14 Armenier, 6 Griechen, 5 Russen, 2 Rumänier, 4 Italiener und je 1 Ungar, Holländer und Spanier. Welch Gewirr der Sprachen, Religionen, Krankheitserscheinungen und Sitten! Am 9. Januar 1886 erbarmten sich die Schwestern zweier alten Frauen, die, von schwärmerischem Gerede verlockt, ins heilige Land gezogen waren, um den Geistern im Gefängnis zu predigen, und nun vier Wochen lang in einer Höhle bei Jerusalem von allem Notwendigen entblößt sich nach ihrer Heimat im sächsischen Erzgebirge jammernd sehnten. Sieben Schwestern lehren und erziehen in Talitha-Kumi 110 arme Mädchen Jerusalems. Während der 35 Jahre, auf welche ihre Arbeit zurückschauen kann, nahmen sie 523 Kinder auf, und zwar 55 Muhamedanerinnen, 306 Griechinnen, 6 Katholikinnen, 18 deutsche und 74 arabische Protestantinnen, 19 Jüdinnen, 21 Judenproselytinnen, 13 Armenierinnen, 8 Koptinnen und 3 Abessynierinnen. Oft ist ihr Werk verkannt worden; desto größer war die Freude, als vor nicht langer Zeit ein junger griechischer Dragoman kam, um der Vorsteherin seinen Dank für die vortreffliche Erziehung seiner Frau auszusprechen. Weniger erfreulich sind Vorfälle, wie der, daß ein einäugiger Pflegling der Anstalt plötzlich von seinem Vater für 6000 Piaster an einen Mann aus Nazareth verkauft wurde und ihm trotz Jammerns und Sträubens als Gattin folgen mußte. Mögen übrigens die Mädchen dieser oder jener Religion angehören, sie werden doch mit Luthers Katechismus und Zahns biblischen Geschichten, die beide ins Arabische übersetzt sind, frühzeitig bekannt gemacht. — Interessant war uns auch, daß in Smyrna eine besondre „deutsche Klasse“ eingerichtet werden konnte, in welcher man abwechselnd Deutsch und Französisch spricht und die vom Reiche jährlich mit 1000 M. unterstützt wird, ebenso, daß das Diakonissenhospital Viktoria in Kairo von einem alten Wucherer in Bagdad ein Vermächtnis von 20 000 M. erhalten hat. —

Einen in seiner Art einzigartigen Beweis christlicher Opferfreudigkeit geben die römisch-katholischen Kalvariendamen in Paris und Lyon. Ihr Werk ist herausgeboren aus dem Schmerz einer Witwe. Fünfundzwanzig Jahre alt, stand 1836 Jeanne Françoise Garnier am Grabe ihres Gatten und ihrer zwei kleinen Lieblinge. Mit nur 1200 Franks Jahresrente wurde sie, um ihren Schmerz zu vergessen, eine Freundin der Armen und Aermsten. Eines Tages fand sie auf ihren Gängen auf modrigem Lager unter häßlichsten Ausdunstungen ein Weib, dessen von unheilbarer Wunde zerfressener Körper nichts zu sein schien als ein Haufen eiternder Blasen. An ihr, vor welcher der Priester mit dem Sakramente zurückweichen wollte, hat sie, das Unaussprechliche leistend, Barmherzigkeitsopfer gelernt. Sollen die Unheilbaren, vor deren Ansteckungsgefahr die Hospitäler sich schließen, trostlos, hilflos verkommen? Nein, wir, die weinenden Witwen, wollen sie pflegen! Das war der Anfang des Unternehmens. Mit der einen Hand sammelte sie Witwen und mit der andern Hand Krebskranke, verfaulende Frauen. Im Gedanken an den Kreuzesweg Jesu, den Gang zur Schädelstätte, nannte sie sich und ihre Helferinnen Kalvariendamen, und wählte als Wahlspruch das Heilandswort: „Diese Witwe hat mehr eingelegt, als sie alle.“ Der Kalvarienbund fordert kein Gelübde, fordert keinen Verzicht auf Lebensstellung und Lebensfreude, sondern eben nur die Aufopferung für diejenigen Schwestern, die sonst niemand zu berühren wagt, und gerade durch solche Freiwilligkeit ist er gewachsen. Als Madame Garnier 1853 durch den Tod aus ihrer Liebesarbeit abgerufen wurde, hatte sie ihren Pfleglingen in Lyon bereits ein großes Krankenhaus mit weiten Hausfluren, grünenden Gärten und vielen Bequemlichkeiten einrichten können, und wer weiß, ob nicht ihr Werk auf Lyon beschränkt geblieben wäre, wenn nicht 1873 eine geistvolle, fromme Pariser Witwe, Madame Jousset, in ihre Fußstapfen getreten wäre. Mit einem Herzen voll Feuer warb sie in einem halben Jahre 246 Witwen, sich ihr anzuschließen. Es entbrannte unter den Witwen der Aristokratie eine bewundernswerte Glut der Hilfsbereitschaft; man verkaufte Diamanten, man beschränkte die Toilette, man verzichtete auf manche frohe Fahrt, man gab Armbänder und Ringe, ja man trug wollene Kleider, alles, um im Sinne der verstorbenen Madame Garnier auch in Paris ein großes, helles Krankenhaus gründen zu können. Ende 1880 wurde es bezogen, eine letzte Heimat derer, die, mit geschwollenen Gliedern unter unbeschreiblichen Qualen von der treuesten Hingebung gepflegt, dem Tode als ihrem besten Freund entgegenlächeln. Wer sind sie, welche täglich Wunden verbinden, Morphium einspritzen, die Krankenwäsche sortiren u. s. w.? Es sind Frauen, die den Luxus oder mindestens das Wohlleben kennen, zarte, nervöse Pariserinnen, Damen von Welt, bei welchen aber der Glaube und die Liebe die natürliche Scheu und das zuerst unvermeidliche Grauen zu überwinden wissen.

Neben diesen französisch-katholischen Frauenbund stellen wir einen englisch-protestantischen, der sich seit Anfang 1886 mit überraschender Schnelligkeit ausbreitet. Die Töchter des Königs sind zuerst in New-York aufgetreten. Sie zählen sich zum Kriegsgefolge des Herrn aller Herren, tragen auf roter Schleife ein silbernes Kreuz mit der Aufschrift „In Seinem Namen“ und vereinigen sich in Gruppen von zehn und zehn zu allerlei Liebeswerken. In freiester Organisation beginnen sie, Großes zu schaffen.

Etwas weniger phantastisch, weniger augenfällig, mehr sinnig und deutsch ist der von Berlin aus vom Prediger Hülle geleitete Frauenverein Edelweiß. Er bezweckt, Frauen zu eigner Mitarbeit an der innern Mission anzuregen, ihnen Mittel und Wege dazu zu zeigen und in solcher Arbeit durch das Bewußtsein christlicher Gemeinschaft zu stärken. Bereits wird das vom Verein herausgegebene Frauenblatt Edelweiß monatlich an 8000 Damen der gebildeten Stände versendet, und 1000 Exemplare vom Handbuch des Edelweiß (Berlin, Oranienstr. 104, für 1 Mk. zu haben) waren in wenig Wochen vergriffen. Die Schaffensfreudigkeit der Gemeinschaft ist im allgemeinen eine sehr rege und in ihren Formen überaus

mannichfaltige. Einige Damen übertragen für die königliche Blindenanstalt Steglitz allerlei Bücher in die für die geschickten Finger der Blinden lesbare Punktirschrift; andre laden Nähterinnen und Ladenmädchen aus der Großstadt zur Erholung auf ihr Landgut ein; wieder andre verschaffen verschämten Armen aus bessern Ständen lohnende Arbeit; noch andre sorgen durch Schenken (und Leihen) von Brautkleidern und Taufausstattungen für die würdige Ausgestaltung der kirchlichen Handlungen in Berlin.

Niemand kann zusammenrechnen, wie viel Zeit von den jungen Damen der oberen Zehntausend nutzlos und — freudlos verbracht wird. Wie viele könnten sich ungeahnte Lebensgüter gewinnen, wenn auch sie ihrer Pflicht gedenken wollten, durch opferfreudige Liebe ihren Mitmenschen zu dienen. F N

Verschiedenes

(Zum Leipziger Albert-Vereins-Festspiel) Die in Nr. 28 d. Bl. zum Abdruck gelangte Beschwerde über ein bei Gelegenheit des Albert-Vereins-Festes in Leipzig aufgeführtes Festspiel hat dem Herausgeber folgenden Brief eingebracht:

Ew. Hochehrwürden!

In der Nummer vom dritten Juli des evang. luth. Gemeindeblattes, dessen Redacteur Sie sind, wurde ich auf eine Kritik eines neuen Lustspieles von Paul Heyse aufmerksam gemacht. (ich selbst bin bis jetzt noch nicht dazu gekommen das fromme Blatt zu lesen.) Der Tittel der Recension lautete „Bedauerliches Festspiel," ich möchte das „bedauerlich" doch lieber auf die Kritik beziehen. Da der Herr Verfasser sich, gott sei dank, einer Beurtheilung des dramatischen Werthes enthält, brauche auch ich darüber keine Worte zu verlieren. Desto mehr aber hält er sich bei der Tendenz dieses „christenthumfeindlichen Machwerks" auf. Er rügt gleich im Anfang, daß als komische Figur ein evangelischer Pfarrer vom Dichter genommen sei. Warum nicht? Finden Sie denn daß der Stand, dem auch Ew. Hochehrwürden angehören gar keinen Grund zum Spott böte? Müssen sich doch alle Klassen der Menschen den Spott des Dichters gefallen lassen. Was sollten wohl alle die Schwiegermütter machen, wenn sie jedesmal, wo sie im Lustspiel lächerlich gemacht werden, außer sich gerathen wollten? Und kommt nun einmal ein Pfarrer auf die Bühne, der durch seine salbungsvollen Worte die Zuschauer zum Lachen bringt, werden gleich die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Am meisten aber scheint die wirklich sehr komische Anwendung einiger biblischen Sprüche den Herrn Recensenten aufgebracht zu haben. Er sagt, sie seien da angewendet, wo sie unbedingt lächerlich wirken müßten. Darin liegt ja eben der Kern des Witzes, daß der Pfarrer sich immer beträgt, als stehe er auf der Kanzel und daß er jede Bemerkung seiner beiden weltlichen Brüder als sündiges Wort mit einem Bibelspruch beantwortet. Die Herrn Pfarrer strengerer Richtung machen eben keinen Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Leben und der Kanzel von der sie dem Volke ihre Ansicht sagen und wo den Zuhörern nichts übrig bleibt, als alles hinzunehmen, was ihnen der Prediger vorsagt, da sie keinen Protest in der Kirche erheben können. Wenn sich aber eine Rencension eines Stückes in eine halbe Predigt umwandelt und jeder gerechte Spott, der die Geistlichkeit karrikirt, verdammt wird, dürfen Sie es einem freier denkenden Menschen nicht übel nehmen, wenn er Ihnen entgegnet, daß es doch etwas lächerlich ist ein Lustspiel ein „christenthumsfeindliches Tendenzstück" zu bezeichnen, in dem ein Pfarrer der strengsten Richtung wegen seiner Salbaterei vom Dichter verspottet wird.

Ew. Hochehrwürden ergebener

N N

Der Brief ist mit vollem Namen unterzeichnet. Zum Dank dafür will ich ihn verschweigen. Aber zur Sache wird der verehrte Herr mir eine Erwiederung gestatten müssen. Hier ist sie.

Ew. Wohlgeboren!

Zu meinem Bedauern scheint die Pointe der von Ihnen in Anspruch genommenen Leipziger Korrespondenz (Ein bedauerliches Festspiel) Ihnen entgangen zu sein. Was die Rüge nicht nur „frommer" Blätter wie des meinigen, sondern überhaupt der öffentlichen Meinung und der sie vertretenden Presse herausforderte, war die Wahl jenes Stückes für diesen Zweck. Ich bin zufälligerweise selbst ein Liebhaber der Heyseschen Muse, so schmerzlich ich es auch beklagen muß, daß dieselbe meine christlich-sittliche Empfindung nur zu oft verletzt, und gewiß nicht immer unabsichtlich. Aber ich kann dem Dichter vieles verzeihen; ich würde vielleicht auch sein „Unter Brüdern" vertragen und vermutlich kein Wort öffentlichen Widerspruchs dagegen verwendet haben, wenn es über die Leipziger Stadtbühne gegangen wäre. Ich kenne das Stück nicht, weiß also nicht, inwieweit man berechtigt ist, es mit unserm Herrn Korrespondenten ein „christentumfeindliches Tendenzstück" zu nennen. Indessen darf ich mich einstweilen auf sein Urteil verlassen, umsomehr, da er selbst ausdrücklich den Unterschied zwischen einem derartigen Tendenzstück und einem nur die Person eines evangelischen Geistlichen verspottenden Lustspiel betont. Ich bitte doch Ew. Wohlgeb. die Korrespondenz daraufhin noch einmal zu lesen: „Doch dies ließen wir uns noch gefallen" rc. Und Ihr Brief, geehrter Herr, bestätigt mir vollkommen das Bild von jenem Festspiel, wie ich es nach dem zugeschickten Berichte mir machen mußte. Die von Ihnen gekennzeichnete Verwendung von Bibelsprüchen, die von Ihnen beliebte Deutung der von Heyse geschaffenen Pastorenfigur auf die Herren Pfarrer „strengerer," ja „strengster" Richtung insgemein, überhaupt der ganze Ton Ihrer Apologie des Stückes beweist zur Genüge, daß die Wahl dieses Festspiels von seiten des Festkomitees eine mindestens unüberlegte war. Und darauf allein kommt es an. Ein zur Förderung von Barmherzigkeitswerken veranstaltetes Fest ist nicht der Ort, um gegen irgendwelche noch so strenge Richtung christlicher Frömmigkeit zu protestiren, sei's auch in der Form einer Heyseschen Novität.

Würden Ew. Wohlgeboren unser Blatt kennen, so würden Sie nicht auf den Verdacht kommen, daß wir mit einer besonders hochgradigen pastoralen Empfindlichkeit begabt wären. Aber zu gewissen Vorkommnissen im öffentlichen Leben zu schweigen, wäre einfach Versäumnis unsrer Pflicht.

Ew. Wohlgeboren ergebner

R

(Kirchlich-Statistisches aus Baden) Das Gesetzes- und Verordnungsblatt für die vereinigte evangelisch-protestantische Kirche des Großherzogtums Baden bringt in Nr. 10 kirchlich-statistische Zusammenstellungen aus dem Jahre 1886, welche insofern ein weiteres Interesse beanspruchen dürfen, als die Konfessionen dieses Landes stark gemischt sind und die evangelische Kirche daselbst eine in vielen Punkten eigenartige Entwicklung durchgemacht hat. 565 226 Evangelische wohnen unter etwa einer Million Katholiken. Die im Jahre 1886 geschlossenen Mischehen betrugen 38,15 Proz. sämtlicher Eheschließungen. Erfreulich ist es, daß von 1269 Paaren 754 = 59,4 Proz. evangelisch getraut worden sind. Leider giebt die Tabelle nicht für alle Diözesen an, wie viel Kinder aus Mischehen die evangelische Taufe empfangen haben. Doch zeigt die besondre Tabelle für die Städte Baden, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim und Pforzheim, daß von 1693 mischehelichen Kindern 829, also die größere Hälfte, die evangelische Taufe empfangen haben.

Sonderbar ist es, daß eine große Zahl Mischpaare, nämlich 9,4 Proz., die kirchliche Trauung überhaupt verschmäht haben. In der Diözese Mannheim-Heidelberg beträgt diese sogar 25,3 Proz. In derselben Diözese erreicht allerdings auch die Zahl der rein evangelischen ungetraut gebliebenen Ehepaare die bedenkliche Höhe von 13,3 Proz. Auch die sonntäglichen Kirchgänger sind gezählt worden. Sie betragen für das ganze Land 27,5 Proz. der Seelenzahl und schwanken in den einzelnen Diözesen zwischen 11,8 Proz. (Mannheim-Heidelberg) und 53,1 Proz. (Boxberg). Die Zahl der Abendmahlsgäste beträgt 53,1 Proz. der Seelenzahl und ist ebenfalls in den einzelnen Diözesen sehr verschieden. Wiederum steht unten an Mannheim-Heidelberg mit 22 Proz. Ein erfreuliches Bild bietet die Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke. Auf den Kopf der evangelischen Seelenzahl kommen an Kirchen- und Kasualopfern 16 Pf., an kirchlichen Landeskollekten 4,2 Pf., an Orts- und Bezirkskollekten 3,5 Pf., an sonstigen Sammlungen (Gustav-Adolf-Verein, Mission und andre wohltätige Zwecke) 23 Pf. Augenscheinlich ist die Opferwilligkeit in Baden für kirchliche Zwecke besser als in Norddeutschland, z. B. in Preußen, wo bei kirchlichen Landes- und Bezirkskollekten nur 6 Pf. auf den Kopf der evangelischen Seelenzahl kommen. Nehmen wir hinzu, daß auch das Mischehenverhältnis günstiger als in Preußen und ungünstiger für die katholische Kirche ist, so müssen uns die badischen kirchlichen Verhältnisse, entgegen den vielfach im Norden darüber herrschenden Vorstellungen, als erfreuliche und nachahmungswerte erscheinen.

P B

(Uhland über biblische Dichtungen) Ueber die poetische Bearbeitung biblischer Gegenstände, die auch in unsrer Zeit nicht ausgestorben ist, giebt Ludwig Uhland folgendes, die Sache schlagend erledigendes Urteil ab. „Die poetische Bearbeitung biblischer Gegenstände, besonders des Neuen Testaments, hat ihre unverkennbaren Schwierigkeiten. Der urkundliche Charakter der heiligen Schriften ist der Freiheit des dichterischen Schaffens nicht förderlich. Soll die Geschichtserzählung durch Fiktionen erweitert werden, so sträubt auf der einen Seite die Autorität der Glaubensurkunde sich gegen eigenmächtige Zuthat, während auf der andern Seite die bildende Phantasie sich durch eben jene Autorität gebunden fühlt. Soll die biblische Lehre, gleichfalls didaktisch, umschrieben werden, so kommt der Umschreibung nichts von der heiligen Scheue zu, die dem Bibelwort, auch nur poetisch betrachtet, so mächtigen Eindruck verschafft; die Vermittlung zwischen dem Schriftwort und den poetischen Zusätzen erscheint hier noch schwieriger, als im ersten Falle. Beides, Erzählung und Lehrsprache der heiligen Schrift, trägt überdem das Gepräge einer einfachen Größe, von der die Paraphrase oft merkbar abstechen wird, und immer ist es gewagt, dem Schöpfer, dem Erlöser, den Aposteln mehreres in den Mund zu legen, als in den kanonischen Büchern selbst geschieht. Die künstlerische Auffassung biblischer Gegenstände ist darum wohl auch am meisten solchen Künstlern gelungen, deren Werkzeug nicht wieder das Wort ist, der Tonkunst und vorzüglich der bildenden Kunst. Selbst die Dichter haben sich häufig damit begnügt, biblische Gemälde zu geben, Bilder, die unsrer stillen Betrachtung einzelne Szenen und Gruppen näher vergegenwärtigen sollen. Die freithätige Dichtkraft aber hat sich mehr der Legende bemächtigt."

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig